



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Alter Tratsch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

an einer Schöpfung, die sie im Anfang als eine nationale Sache hingestellt haben, auf die Dauer keine Freude finden werden. ♣



Alter Tratsch.



m Jahre 1851 äußerte ein Schriftsteller, der früher in Paris gelebt hatte: „Heine muß ein neues Buch vorbereiten,“ und auf die Frage, woher er das mutmáße, gab er zur Antwort: „Aus den Zeitungen, die fortwährend Nachrichten über Heines Krankheit bringen — das ist ein untrügliches Zeichen.“ Das Zeichen hatte in der That nicht getrogen, wenige Monate später erschien „Romancero.“ Und aus den Briefen des Dichters, welche zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurden, ersah man, daß dieser nicht allein der deutschen Lyrik für Jahrzehnte seinen Stempel aufgedrückt, nicht allein in traurem Verein mit seinem Todfeind Börne das deutsche Feuilleton geschaffen habe, sondern daß er auch der Erfinder der organisirten literarischen Reklame sei. Nun, er braucht sich seiner Schüler nicht zu schämen. Wie sie seit Jahren das deutsche Lesepublikum auf das Erscheinen der Memoiren Heines vorbereitet haben, das hätte der Meister selbst nicht besser machen können.

Sie existiren, sie existiren nicht mehr, sie haben niemals existirt, sie existiren doppelt, dreifach; der hat sie gesehen, jener sie in Händen gehabt, wenige Bogen, nein, ganze Berge von Blättern; aber wo sind sie geblieben? er selbst hat sie vernichtet, nein, seine Familie hat sie verbrannt, nicht doch, die österreichische Regierung hat sie angekauft und verbirgt sie im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, deshalb ist ja Österreichs Schuldenlast so groß! aber die pffiffigen Diplomaten haben sich getäuscht, Heine hat wieder von vorn angefangen und viel, viel schärfer — so tauchte die Seeschlange immer aufs neue empor, und als endlich niemand mehr auf die Schiffsnachrichten achtete, da hatte man plötzlich den Versteck aufgefunden und konnte melden, daß sie, Heil uns! demnächst im Druck erscheinen würden.

Wie gesagt, meisterhaft in Szene gesetzt. Aber das war noch nicht genug. Der kaltblütige Leser der Zeitungen konnte sagen: Was schiert mich eine Autobiographie Heinrich Heines? Ich lese seine Schriften nicht mehr, die sich schon meist mit seiner werthen Person und deren großen Schmerzen beschäftigen. Was kann er noch zu erzählen haben? Politische Geheimnisse, deren Verrat irgend eine Macht zu fürchten hätte? Lächerlich. Ihm hat niemand etwas anvertraut, und wäre es doch geschehen, so würde Heine den kostbaren Stoff bei Lebzeiten verwertet haben.

Solchen Einwänden war schwer zu begegnen. Deshalb wurde uns von Gutunterrichteten feierlich versichert, die Memoiren seien der Rache gewidmet, alle Feinde Heines, alle, die ihm jemals auf die Zehen getreten hätten, alle, die ihm antipathisch gewesen seien, würden darin erbarmungslos gezüchtigt, geschunden, begeistert. Also freue dich, geliebtes Publikum, es giebt einen großen Skandal! Du weißt, wie viel der edle Dichter in diesem Fache schon geleistet hat, aber es war alles Kinderspiel gegen das, was jetzt kommt.

Mußte da nicht unsre Erwartung auf das höchste gespannt werden? In alter Pracht sollte die große Zeit aufsteigen, in welcher das Gezänk der „Litteraten“ Labfal der gebildeten Welt war, die Helden des jungen Deutschlands sich gegenseitig noch grimmiger verfolgten, als die Polizei des durchlauchtigen deutschen Bundes sie alle miteinander, einer den andern um ein Gedicht, eine „Rezension“ beneidete und der kranke Dichter in Paris seine jüngern Freunde anlernte, den literarischen Gegner an den schwachen Stellen seines Privatlebens anzupacken. Das ist wohl etwas lange her, wir werden die Namen der Menschen nicht mehr kennen, gegen welche Heine sein Gift ausgespritzt hat. Indessen, was thuts! Witzig war er ja stets, wir werden lachen wie über die Balgerei zweier Clowns.

Endlich sind sie da, die ersehnten Memoiren, als Supplementband von Heinrich Heines „Sämtlichen Werken“ bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen.*) Und was steht drin? Wir fürchten, daß die Skandalstüchtigen nicht volle Befriedigung finden, die übrigen aber sagen werden, eine schändere Buchmacherei sei noch nicht dagewesen.

Die sogenannten „Memoiren“ füllen wenig mehr als hundert Druckseiten Kleinoktav. Ein so winziges Heftchen würde gar zu sehr an das Mäuschen erinnert haben, das aus dem kreißenden Berge schlüpft; wie macht man also einen anständigen Band daraus? Zunächst tritt man den alten Quark noch einmal breit: „Zur Geschichte der Heineschen Memoiren“ — giebt achtzig Seiten; dann hängt man an: Varianten zu den Memoiren, hochwichtige natürlich! — ferner „Helgoländer Briefe,“ zwar bekannt, aber von Heine als ein Stück seiner Memoiren bezeichnet, folglich hier nicht zu entbehren — endlich gereimte und ungereimte Einfälle, welche Heine selbst nicht hat drucken lassen wollen, oder welche wenigstens des Druckes nicht wert sind — endlich Briefe, die zum Teil schon anderweitig publizirt waren oder ohne Schaden hätten unpublizirt bleiben können; das alles giebt abermals 150 Seiten, und so kommen fast 23 Bogen heraus. Mehr kann man nicht verlangen.

Gottfried Keller äußerte bei der Publikation seiner künstlichen Satire „Der Apotheker von Chamounix“ Bedenken, ob sie nicht zu spät komme. Jetzt wird

*) Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Von H. Heine. Mit Einleitung herausgegeben von E. Engel. Hamburg, Hoffmann & Campe.

er erkennen, wie zeitgemäß sie noch immer ist. Die Anerkennung Gottes, die Begegnung mit Börne an dem Tintenpfuhl, bei dessen Anblick Heine wie Lady Macbeth die Hände beschaut und mit schlaudem Lächeln ausruft:

Rein ist meine Hand von Tinte,
Denn schon lang schrieb ich mit Bleistift
Meine aller schlimmsten Sachen —

das wird ja alles wieder „aktuell.“ Aber zu der Strophe:

Manch ein Eßermännchen harrete
Aufmerksam an seinem Bette,
Schreibbereit mit seinem Griffel,
Den es still im Armel barg

müßte Keller jetzt eine neue dichten. Die Gilde der Chiffonniers, die keinen Ekel kennen, die in den unsaubersten Winkeln nach Zeugnissen der Existenz des Dichters spähen und, was sie ergattert haben, der gläubigen Welt als Reliquien darbieten, sie verdiente doch auch Berücksichtigung.

Der Herr, welcher das geschilderte Kunststück der Auföslung der „Memoiren“ zu einem (äußerlich) anständigen Buche vollbracht hat, nennt sich Eduard Engel. Der Name klingt deutsch, aber sein Träger ist gewiß kein Deutscher, sonst würde er z. B. nicht schreiben: „Dort hat Heine — und seit einem Jahre auch Mathilde Heine — seine letzte Ruhestätte gefunden.“ Vor allem jedoch würde er sich nicht dazu herbeigelassen haben, den Unflat aufzurühren. Wie niedrig man Heine als Menschen auch stellen mag, so lange nach seinem Tode noch in seiner abschreckendsten Häßlichkeit gemalt zu werden, hat er umso weniger verdient, als er selbst über seine Ruchlosigkeit längst keinen Zweifel mehr hatte bestehen lassen. Und angenommen, Herr Engel habe den toten Heine absichtlich beschimpft, er habe dem Dichter oder dem Spötter oder dem Juden oder dem abtrünnigen Juden oder dem Franzosenfreunde irgend-
etwas noch heute nicht verzeihen: als Deutscher hätte er empfinden müssen, daß es die Nation beleidigen heißt, wenn man ihr jetzt noch Interesse an solchen Erbärmlichkeiten zumutet. Die thatenlose Zeit von damals und die Gegenwart! Man möchte Umland parodiren: Nach solchen Opfern solcher Klatsch und Tratsch! Aber der Herausgeber weiß offenbar garnichts davon, daß Deutschland nicht mehr unter den Nationen die Rolle des armen Magisters spielt, den man auf seinem Stübchen brotlose Künste treiben läßt und nicht befragt, wenn es sich um ernste Geschäfte handelt.

„Neue Funde aus Heines Nachlaßpapieren“ ist ein Abschnitt überschrieben. Und was haben die Glücklichen gefunden? Ein Bruchstück eines Testamentsentwurfs, eine Beschwerde darüber, daß die Allgemeine Zeitung einen französischen Artikel Heines ohne dessen Ermächtigung übersetzt hatte, und ein „Offenes Sendschreiben an Jakob Benedey.“ „Jetzt, wo Benedey tot, liegt keine Veranlassung vor, dies Stück echttheinescher Polemik zu unterdrücken,“ bemerkt der Herausgeber dazu. Das soll doch wohl heißen, daß man den lebenden Benedey durch die Veröffentlichung nicht habe kränken dürfen. Uns dünkt, er würde höchstens darüber Scham empfunden haben, zu dem Verfasser des Sendschreibens jemals in ein freundschaftliches Verhältnis getreten zu sein. Wohl aber hätte dem Andenken Heines diese Verunglimpfung erspart bleiben sollen. Da wird zuerst ein Notizenblatt voll Schimpfworten und andern Gemeinheiten abgedruckt, und dann die Verarbeitung dieses saubern Materials, ein Aufsatz, der an Rohheit alles überbietet, was Heine jemals in seinen

Literatengezänken zu tage gefördert hat. Vielleicht hielt ihn selbst ein Rest von Anstandsgefühl ab, die Schmähchrift herauszugeben, vielleicht wollte kein Blatt sich damit besudeln, und nun, nach dreißig Jahren, zieht man „dies Stück echtheinescher Polemik“ ans Licht, und auch den Wisch mit der „Disposition,“ um einen „Einblick in die Art zu geben, wie Heine arbeitete“!

Und die Gedichte, welche aus dem Nachlaß ausgegraben worden sind! Nichtigkeiten, Invektiven, welche der Verfasser mit gutem Bedacht vor dem Drucke des Wintermärchens gestrichen hatte, Witze von dem Kaliber des Vergleiches der blauen Blume der Romantik mit „der blauen Nase einer mitschwindsücht'gen Nase“!

Aber die Memoiren selbst? Sie sind wirklich nicht der Rede wert. Wahrscheinlich meint Herr Engel, er habe die unverschämten, witzlosen Zoten den Literarhistorikern nicht vorenthalten dürfen, um ihnen „einen Einblick“ in die Phantastie eines Rückenmarksleidenden zu geben.

Eine heitere Seite hat die Publikation aber doch. Mit dem Aplomb eines gemiegten Kommentators schreitet der Herausgeber neben dem Autor daher und unterbricht denselben jeden Augenblick, um dem Leser zu sagen: „Ganz dasselbe steht bereits Band soundsoviel seiner sämtlichen Werke.“ Um so eingehend nachweisen zu können, daß der Supplementband völlig überflüssig sei, bedurfte es einer Belesenheit in Heines Schriften, die Verwunderung erregt. Desto auffallender ist in den mit grotesker Feierlichkeit und Weiterschweifigkeit durchgeführten Untersuchungen, welche „Geschichte der Memoiren“ betitelt sind, die Behauptung: „Wenn Heine Geld brauchte, so war Campe ohne allen Zweifel mit Freuden bereit, jeden beliebigen Vorschuß auf das kostbare Memoiren-Manuskript zu zahlen, ohne daß Heine darum nötig gehabt hätte, sogleich die Veröffentlichung der Memoiren vorzunehmen.“ Hiernach scheint Herr Engel die gedruckten Briefe Heines doch nicht genau gelesen zu haben, aus welchen deutlich zu erkennen ist, daß Heines Verleger, ein vorsichtiger Geschäftsmann und vielleicht auch durch Erfahrungen gewarnt, sehr wenig zu dergleichen Vorschußgeschäften aufgelegt war; wie oft erhebt sich da die Klage, daß Julius Campe auf Projekte des immer geldbedürftigen Dichters nicht einmal eine Antwort habe!

Und zu welchem Ergebnis führen eigentlich jene Untersuchungen? Daß diesem überflüssigen Supplementbände möglicherweise noch weitere ebenso überflüssige folgen werden. Da wird häufig Gustav Heine genannt, jener Bruder, von welchem Heinrich Heine gesagt hat: „Er wird mich auch im Tode nicht vergessen, er wird mir einen Leichenstein setzen lassen und daraufschieben: »Dieses Denkmal für Heinrich Heine errichtete ihm sein Bruder Gustav Heine, Redakteur des Wiener Fremdenblattes, Insertionspreis sechs Kreuzer.«“ Dieser Herr Gustav Heine soll zwar nicht die ursprünglichen Memoiren, aber Briefe und andre Manuskripte von biographischem Werte besitzen, meint Herr Engel. Mithin ist die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß noch mehr alter Tratsch werde aufgerührt werden — zum Besten der deutschen Nationalliteratur! Und es sind ja in der That so manche Zweifel noch zu lösen. Zum Beispiel: War Heines Mutter eine geborne von Geldern, wie die Familie behauptet, oder eine holländische van Geldern, wie Herr Engel versichert? Das ist doch von äußerster Wichtigkeit und dadurch nicht entschieden, daß der Wiener Bruder sich auf diesen Namen hat baronisiren lassen. Ferner ist nicht ganz klar, wieviel Geld Heine von seinen reichen Verwandten bezogen hat. Das alles muß noch attenmäßig dargestellt werden. Hoffentlich finden sich die Herren Gustav Heine und Eduard Engel.